Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 105 Bydgoszcz, 9. Mai Bromberg 1939

Golowin geht durch die Stadt

Roman von **Hugo Maria Kritz.**

Urheberschutz für (Copyright by) Verlag Knorr & Hirth, München 1938.

(20. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Madeleine legte die Hand auf seinen Arm und neigte sich vor. „Ich weiß, Herr Doktor. Niemand ist auch erstaunter als ich, daß gerade Sie mich zu Golowin bringen wollen! Sie nehmen sich plötzlich meiner an, in einer Art, die mich ergreift."

„Ich will Ihnen helfen", sagte er und drückte ihre kühlen, dünnen Finger. „Ich — ich habe Zeit. Nichts erwartet mich. Wenn ich Ihnen wirklich helfen kann, dann tue ich es gern, glauben Sie mir. Ich bin nicht jemand, der in alles seine Nase steckt, um sich wichtig zu machen. Im allgemeinen kümmere ich mich nie um andere. Aber ich glaube, Sie haben in dieser Situation einen Berater nötig."

Er fühlte den Druck ihrer Finger.

„Ich danke Ihnen", sagte sie leise.

Cannenburgh, von einem ihm selbst fremden, ungestümen Eifer ergriffen, fuhr fort: „Wir müssen uns klar werden, was zu geschehen hat. Sie nehmen es mir fast übel, wenn ich Sie ohne Golowin nicht sehen kann. Aber es war ja schließlich Golowin, der Sie aus ihrem bisherigen Leben herausgerissen hat! Sie liefen von Ihrer Verlobung fort zu Golowin, weil Sie mit ihm ein neues Leben beginnen wollten! Stimmt es nicht! Sie haben zwar nur einen wildfremden Mann angetroffen, der ihm ähnlich ist, aber wenn Sie schon alle Brücken hinter sich abgebrochen haben, warum, um Gottes willen, dann nicht wirklich ein neues Leben mit Golowin beginnen? Ah —!" er warf beide Hände in die Luft — „sehen Sie denn nicht, daß alles, was Sie bisher getan haben, völlig sinnlos wäre, wenn es nicht dennoch den einen tiefen und verborgenen Sinn hätte: nämlich Golowin? Ohne Golowin hätten Sie sich niemals mit Kablinski verlobt, ohne Golowin wären Sie aber auch Kablinski und damit Ihrer Mutter und dieser ganzen Stadt niemals davongelaufen! Wenn Sie jetzt als Manneguin nach Paris oder Berlin gehen, dann setzen Sie die Reihe Ihrer sinnlosen Handlungen nur ebenso sinnlos fort wie bisher, ohne einen Millimeter weiterzukommen. Ich wünschte, daß Sie das einsähen!"

Madeleine sah ihn lächelnd an, ein wenig erstaunt. „Sie sprechen zu mir", sagte sie, während ihre Augen in seinem Gesicht forschten, „wie ein wirklicher Freund, obwohl Sie mich gar nicht kennen. Sie sprechen aber auch, wie nur ein Mann sprechen kann. Sie ketten Schlußfolgerungen aneinander, verschmieden sie eisern und scheinbar lückenlos, und dann wollen Sie mir diese herrlich vernünftige Kette um den Hals hängen. Dabei vergessen Sie eins: —"

Er unterbrach sie ungestüm, ihre Gedanken im Fluge einfangend, noch ehe sie ausgesprochen waren: „Ich weiß, ich weiß! Aber, glauben Sie mir, ich bin kein Apostel aus der Wüste, der fromme Sprüchlein herleiert und an der Wirklichkeit vorbeigeht! Sie meinen, ich vergesse Golowin. Sie meinen, vielleicht will er gar kein neues Leben mit Ihnen beginnen, vielleicht hat er Sie vergessen."

Madeleine schwieg. Es berührte sie befremdend und unbehaglich, daß er mit solch unverblümter und forscher Offenheit alle ihre Gedanken und Gefühle zerpflückte. Dennoch fuhr sie nicht auf, verschloß sich nicht in dem kühlen Panzer ihrer gewohnten Unnahbarkeit. Etwas in seiner Art, das fühlte sie durch sein äußeres, unpersönliches Wesen hindurch, verriet ihr eine große, gütige menschliche Wärme, welche sie anzog, aufschloß und die Schranken der Fremdheit unmerklich hinschmelzen ließ. Plötzlich sagte sie, ohne jeden Zusammenhang:

„Nehmen Sie doch einen Augenblick die Brille ab."

Er gehorchte kopfschüttelnd, sah sie erstaunt und ein wenig blinzelnd an, lächelte über ihren großen, ratlosen Blick und drehte die Brille zwischen den Fingern.

Sie wandte jäh den Kopf weg wie jemand, der ein Bild, das sich ihm aufdrängt, abschüttelt.

Er setzte die Brille auf und sagte spöttisch: „Befriedigt?"

„Er hat ganz andere Augen", sagte Madeleine, ohne ihn anzusehen.

„Vielleicht, wenn er Ihre Augen hätte —", sie verstummte, als wäre sie urplötzlich in Schlaf gefallen.

Ihm schoß das Blut in den Kopf. Er fuhr sich mit der Hand übers Haar, runzelte die Stirn und sagte, betont sachlich: „Sie haben nicht den Mut, zu ihm hinzufahren! Aber ich sage Ihnen, Sie müssen mit ihm sprechen! Wie auch diese Unterredung ausfallen mag, sie wird Ihre Zukunft entscheiden. Vielleicht werden Sie ernüchtert und enttäuscht sein, vielleicht aber werden Sie glücklich sein wie nie zuvor. Auf keinen Fall aber können Sie etwas unternehmen, ohne dieses Kapitel, so oder so, abgeschlossen zu haben. Haben Sie denn Angst?"

„Ja!" sagte sie mit einer erleichternden Ehrlichkeit. „Ich habe immer Angst vor der Wirklichkeit."

„Ich werde Sie begleiten", sagte er beruhigend, „und Sie können sich darauf verlassen, daß ich Sie keinen Situationen aussetzen werde, die Ihnen auch nur im geringsten Unbehagen bereiten könnten. Also", sagte er aufmunternd, „sind Sie einverstanden?"

Sie nickte und sagte. „Ich kann es nicht abschlagen. Ich sehe, daß Sie recht haben, und ich weiß, daß ich allein es nicht wagen würde. Nur das eine bedrückt mich, daß ich Sie — wo wir uns doch gar nicht kennen! — mit meinen Angelegenheiten belasten soll! Ich frage, was kümmert es Sie? Wie kann ich Ihnen so etwas zumuten?"

Zu ihrem Erstaunen ergriff er, statt einer Antwort, ihre Hand und legte sie auf seinen Oberarm.

„Fühlen Sie?"

„Ja", sagte sie verwundert. „Was ist das?"

„Ein Verband", sagte er, „ein kleiner Streifschuß. Hat nichts weiter auf sich — außer, daß eine Kugel nicht immer daneben gehen muß. Ich sage Ihnen das aus folgendem Grunde. Ich habe — dies hier ist der Beweis — am eigenen Leibe erfahren, wohin ein Mensch gelangt, der zwar

etwas erkennt, aber doch nicht danach handelt. Wir beide, wenn auch in einer völlig verschiedenen Weise, haben geträumt, anstatt zu leben. Sie sagen, ich war gestern abend böse zu Ihnen. Ich war nicht böse. Ich habe nur meine eigenen Fehler in Ihnen wiedergefunden. Ich kenne Ihre Geschichte, man hat sie mir erzählt. Heute sehe ich — viel klarer und deutlicher, als Sie selbst es sehen können —, daß ich Ihnen helfen muß, Ihre Fehler, und das sind zugleich meine eigenen, um jeden Preis wieder gutzumachen. Darum kümmere ich mich um Sie, darum sind Sie mir weniger fremd, als ich es Ihnen bin. Ich" — er fuhr sich mit der Hand über die Stirn — „ich hoffe, Sie können das begreifen."

„Ich kann es nur ahnen", sagte Madeleine, „denn ich weiß nicht, was Sie erlebt haben."

„Vielleicht werde ich es Ihnen einmal erzählen. Es war — wie ein böser Traum." Er senkte den Kopf und sah auf seine Hände. Aber sogleich hob er den Blick wieder und sagte in verändertem Ton: „Es handelt sich jetzt um Sie und nicht um mich. Sind Sie reisefertig?"

Sie sah ihn mit einem fast belustigten Blick an. „Ich besitze keinen roten Heller!"

Cannenburgh warf den Kopf ungeduldig zur Seite. „Das meine ich nicht. Meine Reisekasse steht Ihnen selbstverständlich zur Verfügung. Aber ich denke, daß Sie vielleicht noch manches zu erledigen haben, wenn Sie für immer Boguslawa verlassen."

Madeleine sah zu Jeliza hinüber, dann sagte sie, anscheinend recht verlegen:

„Es ist scheußlich, darüber zu sprechen. Aber Sie haben Hetty — ich meine, meine Stiefmutter — in ihrer größten Form bereits kennengelernt. Ich habe heute früh meiner alten Dienerin einen Zettel geschickt und sie gebeten, alle meine Sachen einzupacken und von unserem Chauffeur hierherbringen zu lassen. Hetty hat sie aber beim Einpacken überrascht und mein Zimmer abgeschlossen. Nur einen kleinen Koffer mit ein paar lächerlichen Kleidungsstücken konnte die brave Seele für mich in Sicherheit bringen. Nun sitzt sie da und denkt, die Welt geht unter. Aber so schlimm ist das alles nicht. Ich habe Geld auf der Bank, aber ich sage Ihnen ehrlich, ich habe eine Heidenangst, mich auf der Straße sehen zu lassen. Kann ich nicht eine Vollmacht ausstellen und jemanden damit zur Bank schicken?"

„Aber selbstverständlich", sagte Cannenburgh. „Ich muß sowieso Geld einwechseln, ich habe immer noch keine Dinare, und nehme dann gleich Ihre Vollmacht mit. Was aber viel wichtiger ist: haben Sie Ihren Paß?"

Madeleine schloß vor Schrecken die Augen; er sah, wie sie jäh erblaßte unter der frischen Bräune ihrer Haut.

„Mein Gott", stöhnte sie, „daran habe ich gar nicht gedacht!"

„O weh", sagte Cannenburgh. „Das verzögert alles sehr. Wo haben Sie den Paß?"

„Er muß irgendwo in meinem Schreibtisch liegen. Ich denke, er ist sogar schon abgelaufen."

„Scheußlich." Cannenburgh preßte die Lippen aufeinander und dachte angestrengt nach.

Madeleine sah ihn abwartend und ratlos an.

„Entweder", sagte er, „Sie gehen zu Ihrer Stiefmutter und holen sich den Paß und alle Ihre Sachen, sie kann sie Ihnen ja schließlich nicht vorenthalten, oder — das ist vielleicht bequemer und reibungsloser — Sie reden mit Juranitsch und bitten ihn, an Ihrer Stelle mit Ihrer Stiefmutter zu verhandeln. Gewiß kann er ihr besser als Sie die juristischen Gründe auseinandersetzen, warum sie Ihren Paß und die Sachen herausgeben muß. Wenn Sie es wünschen, bin ich auch gern bereit, selbst mit Ihrer Stiefmutter zu sprechen. Aber ich glaube —"

Madeleine schüttelte den Kopf. „Das auf keinen Fall. Ich werde Juranitsch anrufen. Er weiß ja jetzt, wer Sie sind. Vielleicht ist er bereit, dies für mich zu tun. Allerdings, wie ich ihn kenne —"

Cannenburgh stand auf. „Gut. Versuchen Sie es zunächst mit Juranitsch. Wenn er nicht will, oder wenn er anfängt, sich zu drehen, dann — werden wir eben weiter sehen. Ich gehe jetzt in die Bank und hole Ihnen erst einmal Ihr Geld."

„Ach", sagte Madeleine, während sie aufstand und ihre Hand auf seinen Arm legte, „was täte ich wohl, wenn ich Sie nicht hätte?"

Sie gingen ins Hotel und Madeleine schrieb die Vollmacht.

Gegenüber der Stadt- und Landbank Boguslawa in der Bahnhofsgasse, der Hauptstraße dieser Stadt, befand sich an einem zweistöckigen, reichlich baufälligen Hause mit abblätterndem Putz ein kleines, schäbiges, unbeachtetes Emailleschild:

Zahnarzt Dr. Marek,
Sprechstunde 9—10.

Die scheinbar ein wenig kurz befristete Sprechstunde war immer noch reichlich bemessen, zog man in Betracht, daß Herr Marek die Zeit von 9—10 lediglich damit hinbrachte, die Morgenzeitung zu lesen, zum Fenster hinauszusehen oder mit einer verrosteten Sonde aus dem Instrumentenschrank höchst sorgfältig seine Pfeife zu durchstochern. Es geschah äußerst selten, daß sich ein Patient in dem muffigen Sprechzimmer des Doktor Marek einfand, und niemand pflegte darüber erstaunter zu sein als er selbst. Er besaß eine Bohrmaschine mit Fußantrieb und fand nur wenig Vergnügen an dieser gymnastischen Übung, denn seine Beine waren im Laufe der Jahre etwas schwer geworden. Auch pflegte die Bohrmaschine ohne erkennbare Ursache kreischende Geräusche zu erzeugen. Darum stand sie unbeachtet und staubbedeckt, einem ausgedienten alten Spinnrad ähnlich, in der dunkelsten Ecke.

Wovon der Zahnarzt Marek eigentlich lebte, darüber hatten sich schon viele Leute in Boguslawa den Kopf zerbrochen. Als die Industriebank zusammenkrachte, stellte sich heraus, daß auch er siebzehntausend Dinare verloren hatte, was zwar kein nennenswerter Betrag war, aber angesichts seiner nicht vorhandenen Praxis immerhin erstaunlich erschien. Nur Herr Göböllö, der Gedanken lesen konnte und durch Wände hindurchzublicken vermochte, als wären sie aus Glas, ließ wohl gelegentlich hämische Bemerkungen fallen, die auf des Zahnarztes vielseitige Vereinstätigkeit als Vorsitzender, Schatzmeister und Schriftführer hindeuteten; aber wer wagte es, Herrn Göböllö auf solchen gefährlichen Gedankengängen zu folgen! Marek, Ehrenpräsident der Freiwilligen Feuerwehr und anderer Vereine, war hochgeachtet in der ganzen Stadt, und außerdem stimmten ja die von ihm vorgelegten Abrechnungen über die Verwaltung der Mitgliedsgelder immer auf Heller und Pfennig. Daß er nebenbei eine Praxis hatte und eigentlich Zahnarzt war, war vielen Einwohnern Boguslawas nicht bekannt. Dieser kurzbeinige, dicke Mann, mit den schwammigen Backen, den tückischen roten Augen und der ewig zeternden Stimme eines hysterischen Weibes, wichtigtuerisch, mit weiträumigen Gesten geschäftig dahinrollend wie eine Tonne, geladen mit Dynamit, jederzeit bereit, zu explodieren und Krach zu schlagen, hatte im Laufe der Jahre viele Ämter und Würden an sich gerissen, weil sich kaum jemand finden wollte, um ihm entgegenzutreten, ausgenommen eben Herr Göböllö, der jedoch der gesamten spießbürgerlichen Vereinsmeierei höhnend gegenüberstand und schon aus diesem Grunde auf wenig Sympathien zu rechnen hatte — was ihm übrigens nur ein teuflisches Kichern zu entlocken vermochte.

Marek, wie so oft, stand vor dem geöffneten Fenster und blickte auf die Straße, die Pfeife im Mundwinkel, die Hände in den Hosentaschen, wippte ein wenig auf den Fußspitzen und dachte darüber nach, ob er die Illumination für das große Frühlingsfest des Fußballvereins Boguslawa der Firma Milutinowitsch oder dem Elektriker Stanko Nowak übertragen sollte.

Gerade, als er sich für Milutinowitsch entschieden hatte, der ihm ohne Zweifel zehn Prozent für die Zuwendung des Auftrages stillschweigend zuschanzen würde, während Stanko Nowak mitunter recht bockige Ansichten äußerte über die Ausübung ehrenamtlicher Funktionen, in diesem Augenblick also gewahrte Herr Marek einen hochgewachsenen hageren Mann in einem hellbraunen Gabardineanzug, der soeben in der Stadt- und Landbank verschwand.

Dieser Mann war Golowin, und Herrn Marek schoß alsogleich das Blut in mächtigen Stößen zu Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kurier Pappenheims.

Erzählung von Wilhelm Lennemann.

Pappenheim durchstürmte mit seinen Getreuen den niedersächsischen Kreis. Er war aus den Niederlanden heimgekehrt, wo er vergeblich Mastricht berannt hatte. Nun flammte sein Zorn, und die Schweden und der Herzog von Braunschweig-Lüneburg mußten ihn kosten. Sie hatten dem Feldmarschall in seiner Abwesenheit einige Städte weggenommen; die riß er wieder an sich und schickte sich an, Hannover zu belagern.

Da hauste in einem Dorfe, wenige Stunden von der Feste entfernt, der Bauer Holthoff. Wider Brand und Mord hatten er und einige wenige ausgehalten. Zwar war ihm kein Pferd mehr im Stalle verblieben, und die einzige Kuh, die er gerettet, stand hinter undurchdringlichem Dorngestrüpp. Not und Elend hatten ihn hart gemacht, aber seinen Trotz und Stolz nicht zermürben können. Da hätte noch im Vorjahre sein einziger Knecht um seine Tochter gefreit. Die Maid hätte auch wohl gemocht, er aber hatte den Werber abgewiesen. Gewiß, der Knecht war ein brauchbarer Kerl, aber immerhin, er war ein Knecht und kein Bauer! Doch auch der Abgewiesene wußte, was er wert war; seine Ehre hatte den Schimpf nicht ertragen können, da war er gegangen. Die Welt war weit, und zwei handfeste Fäuste fanden überall Brot und Hantierung.

Nach einigen ruhigen Monden wettert nun die Kriegsfurie wieder über dem Land; der Bauer beginnt sie aus der ersten Hand zu kosten. Da stehlen sich eines Tages ein paar Marodierbrüder auf den Hof. Sie gehen den Bauern mit blanken Messern an, und ob er auch einen von ihnen mit einem Holzscheit niederschlägt, so sind sie doch bald über ihm und binden ihn. Ein Bauerntod geht durch tausend Foltern, und ein versteckt gehaltener Topf voll Dublonen ist vielleicht noch obendrein zu gewinnen. Und wie sie nun Stall und Kammer auskehren, finden sie in einem Winkel auch die Tochter. Die zerren sie auf den Hof, um die Beute auszuwürfeln.

Plötzlich schreien sie auf und greifen nach Spieß und Messern. „Potzschlapperment!“ schreit einer, aber schon sticht ihm ein Rennspieß Fluch und Leben entzwei. Wie ein Donner fällt es über sie. Das muß der heilige Georg selbst sein, der da auf den Hof gejagt kam und der nun wie ein Rasender haut und sticht. Drei Schnapphähne liegen bald mit blutigen Leibern, zwei können entwischen. Dann steigt der Heilige ab. — Und da ist es ein Pappenheimer Kürassier.

Die Maid steht auf, sieht ihn an, stutzt . . . „Hinrich!“ schreit sie.

„Hast du mich nicht vergessen!“ ruft der Reiter. Er bindet sein Roß an eine zerbrochene Wagendeichsel und schneidet die Stricke durch, womit der Bauer gebunden. Der sieht seinen Retter an. Er erhofft nichts Gutes von der Traufe, in die er geraten.

„Schafft die Kerle weg!“ gebietet der Reiter und weist auf die Toten. „Dann kommt mit ins Haus!“ Er geht auf die Diele zu, als sei er hier Herr und Gebieter. Nach einer Weile tritt auch der Bauer ein. Er sieht den Soldaten mit seiner Tochter am Herdfeuer sitzen. Der Kürassier schaut ihn lachend an: „Nun sitze ich hier doch, Bauer Holthoff, und ihr müßt's schon leiden! Dankt dem Himmel, daß es mich damals vom Hof getrieben hat und ich der Trommel nachgezogen bin! ihr wäret sonst beide nicht mehr!“

Der Bauer hat sich wiedergefunden. „Das Danke will ich mir noch aufheben. Sagt mir vorab: wo soll das hinaus?“ — Steht der Reiter auf: „Mein Sinnen ist noch wie ehedem, und ich denke, Ihr werdet einem Pappenheimer Kurier Eure Tochter nicht mehr verweigern. Ich trage Botschaft hin und her, und das Leutnantspatent liegt nicht mehr allzu fern!“

„Meine Tochter ist keine Lagerdirne!“ schreit der Bauer.

„Da sei Gott vor! Ich denke sie als mein ehelich Weib mit in mein Zelt zu nehmen!“

„Und Brand und Blut geht über euch hin! Hab' noch von keinem gehört, der sich mit Ehren gerettet!“ Seine Worte klingen weh. „Und da ist keiner, der Hof und Namen führt nach mir. Wer fragt nach meiner Erde?“

Das versteht das Herz im Harnisch nicht. „Ihr müßt Euch schicken, Holthoff; ich bin auf Zeit geworben und kehre heim, wenn mir Fortuna sattsam Ehr und Gut beschert.“

Die Maid fragt der eiserne Kurier nicht. Das Weib folgt dem Soldaten nach Lagerbrauch und Recht. An einem der nächsten Tage tritt er mit ihr vor den Pfarrer. Die Ehen werden in jener wilden Zeit schnell geschlossen, es wird kein Grundherr um seinen Zuspruch gefragt. „Aber laß mich auf dem Hof“, bittet dann die junge Frau, „bis ihr weiterzieht.“

Der Pappenheimer gibt nach. Der Bauer muß sich in die Ehe fügen, wenngleich sein Herz kein Amen dazu sagt. Darüber mag eine Woche vergangen sein, da jagt eines späten Abends der Kürassier auf den Hof. „Jetzt ist die Stunde gekommen, da ich dich aus deinem Neste hole“, ruft er seiner jungen Frau zu, „Pack dein Gut, daß ich dich ins Lager bringe! Da verbleibst du unter der Obhut meines Hüttenkameraden und fährst auf seinem Karren mit seinem Weibe!“

„Und du?“ fragt sie.

„Der Wallensteiner hat uns gerufen. Ich reite in die Nacht, ihm unseren sofortigen Aufbruch zu vermelden. In zweien Tagen sehe ich dich wieder, sofern wir nicht allsogleich in die Bataille reiten, die wider den Schwedenkönig ansteht.“

Die Frau sieht auf Augenblicke zu Boden, ihre Augen zu verbergen; auf einmal hebt sie den Arm. Ein Eisen blitzt nieder, und da steckt dem Reiter ein Dolch zwischen Hals und Harnisch. Wohl tut er noch mit gurgelndem Fluch einen Griff an den Degen, aber schon reißen ihn Dunkel und Schwäche nieder; das rote Blut quillt über seinen blanken Küraß. Und über den Gestürzten wirft sich das Weib und küßt seine blassen Lippen. Der Bauer springt hinzu, sieht seine Tochter entsetzt an.

„Er forderte mein Leben, und ich wußt', er ritt in den Tod. . So Gott will, hab ich uns beide vor dem Verderben gerettet!“

Der Himmel ist ihnen gnädig. Die Pappenheimer brechen noch in selber Nacht auf. Wie eine Windsbraut rasen sie dahin, und fragt kein Reiter nach dem Kurier und seinem Weibe. Der Gestochene liegt Wochen im wilden Fieber, dann erholt er sich langsam. Fern allem blutigen Kriegsgetümmel vernimmt er in seiner Kammer den Ruf der Erde, ein Sang wird in ihm lebendig von Pflug und Korn und Saat und Ernte.

Inzwischen wird die Schlacht bei Lützen geschlagen, die Kaiserlichen vernichtet, und Pappenheim fällt. Als man dem kranken Reiter die Kunde bringt, spricht er kein Wort. Anderntags steht er von seinem Lager auf und tritt vor den Bauer: „Nun bin ich meines Eides quitt; so nehmt mich wieder als Knecht in Dienst!“

Das Kind am Zaun.

Skizze von Erich Klaila.

Eines Abends stand der Junge im Zimmer. Katharina brachte ihn aus ihrer ersten Ehe mit. Thomas hatte sich auf die Begegnung vorbereitet. Du bist also Uwe? hatte er fragen wollen. In Wahrheit war er sehr verlegen. Seine Unsicherheit schlug auf den Jungen über. Uwe war mit einem Lächeln vor Thomas hingetreten. Dieses Lächeln hatte ihm die Mutter eingeredet. Das Lächeln wirkte auf Thomas wie das gehorsame Hersagen eines Geburtstagsgedichtes, bei dem der Junge plötzlich stecken blieb. Uwe lächelte nicht mehr. Er sah zu Katharina hin, die in der offenen Tür stand. So hilf mir doch, Mama! bettelte dieser Blick.

Katharina war mit einem Male sehr blaß. Die Frau lehnte sich an den Türrahmen, die Hände im Nacken. Der Ausdruck ihres Gesichtes sagte: Ich habe es mir doch gleich gedacht! Ich hätte den Jungen nicht hierherbringen sollen. Er ist das Kind eines anderen Mannes, Thomas sieht hinter dem Jungen diesen anderen stehen; ich hätte es mir doch gleich denken sollen, daß es so sein wird . . . Thomas empfand die Qual der Frau. Er dachte: ich muß mich zusammennehmen! Mit Anstrengung sagte er endlich: „Du bist also Uwe?“

Doch durch das Gesprochene ging es wie ein Riß. Thomas hüstelte sogleich, er wollte damit den Riß verbergen. Katharina sollte das Hüsteln als eine Bemerkung über die viel zu trockene Luft im Zimmer verstehen. Der Hals war mir plötzlich wie ausgetrocknet, Katharina, dadurch kam es so heraus, wie es so gar nicht gemeint war, wollte Thomas sagen.

Die Frau beendete die Szene.

„Komm, Uwe!" sagte sie.

Thomas versuchte in den folgenden Tagen, zu Uwe in ein besseres Verhältnis zu kommen. Er erzählte dem Jungen von seinen Reisen nach Afrika und Südamerika. Aber Uwe hörte kaum zu. Er sah Thomas nur aufmerksam ins Gesicht.

Warum magst du mich eigentlich nicht?" fragte das.

Katharina rief aus dem Nebenzimmer, als hätte sie geahnt, daß die zwei wieder einmal miteinander nicht fertig wurden.

Langsam ging der Junge hinaus. In der Tür wandte er sich noch einmal um. Thomas spürte, daß Uwe bei ihm bleiben wollte. Er wollte ihn deshalb zurückrufen. Doch plötzlich hatte er die Vorstellung, daß ein Zaun zwischen ihm und Uwe stand. Neugierig drängte sich der Junge an diesen Zaun. Seine kleinen Fäuste umklammerten zwei Planken so fest, daß die angespannte Haut über den Knöcheln weiß schimmerte. Ein kleines Wörtchen von Thomas hätte eine Planke vom Zaun gerissen und Uwe hindurchschlüpfen lassen. Aber Thomas sagte nur: „Die Mama hat gerufen . . ."

Da ging der Junge.

In den folgenden Tagen stand Uwe wieder an dem Zaun, den Thomas errichtet. Thomas glaubte zu sehen, daß der Junge in wachsender Ungeduld die kleine Stirn immer fester an die Planken preßte; die Füße standen dabei etwas zurück, so daß das Kind mit dem ganzen Gewicht seines Körpers gegen den Zaun drückte, den es umwerfen wollte.

So kann das nicht weitergehen! sah Thomas ein; doch fand er keinen Ausweg.

Aber eines Abends, Wochen später, fand sich ein Weg. Katharina hatte die Einladung einer Freundin erhalten und war weggegangen. Thomas saß im Wohnzimmer und las die Zeitung; Uwe spielte am Boden. Manchmal sah Thomas über den Rand der Zeitung hinweg zu dem Jungen hin. Wenn sich ihre Augen dabei begegneten, sah jeder verlegen zur Seite.

Plötzlich schrie Uwe laut auf. Erschreckt ließ Thomas die Zeitung sinken. Er sah den Jungen im Zimmer stehen, der den einen Finger der rechten Hand wie in Abscheu weit von sich streckte, vom Finger floß Blut.

Thomas war sehr hilflos. Dieser blutende Finger erschien ihm als ein vollkommen unvorhergesehenes Ereignis. Für die Dauer der Abwesenheit von Katharina war vorgesehen, daß der Junge am Boden spielen, Thomas die Zeitung lesen und zwischendurch mal zur Uhr sehen sollte, ob Katharina bald kommen würde. Nun war diese wortlos getroffene Vereinbarung gebrochen worden. Thomas sah den Jungen an, der Junge sah Thomas an. Was nun? fragten sie einander stumm. Sie fühlten sich beide schuldig. Sie hatten, genau betrachtet, Katharina gegenüber einen Vertrauensbruch begangen, denn die Frau hatte sie mit der ausdrücklichen Anweisung verlassen, daß nichts vorfallen dürfe. „Seid schön brav!" hatte Katharina beim Weggehen gesagt.

Was tun?

Die Lage machte sie zu Verbündeten. Thomas stand auf. Langsam gingen sie aufeinander zu.

„Tut es sehr weh?" fragte Thomas und betrachtete den blutenden Finger.

Der Junge hörte aus der Frage die Bitte heraus, die Angelegenheit möge gering sein. Er ahnte, daß Thomas ein schlechtes Gewissen hatte, denn die Mama würde ihm bei ihrer Rückkehr vielleicht Vorwürfe machen. Vielleicht sagte sie nur: Man darf nur mal weggehen . . . Aber das hieß in Wirklichkeit: Warum hast du nicht auf Uwe geachtet?

Um Thomas zu helfen, sagte Uwe: „Es tut nicht sehr weh . . ."

Das riß die erste Planke von dem Zaun, der wochenlang zwischen Thomas und dem Jungen gestanden. Thomas war plötzlich um dieses milder gestimmt. Er nahm sein Taschentuch und wickelte es um den blutenden Finger.

„Wie ist es denn geschehen?" fragte er und redete sogleich weiter, leise, mehr für sich: „Da hast du wohl mit dem Messer gespielt? Das hättest du nicht tun dürfen, die Mama hatte es doch verboten. Na, nun ist es zu spät. Was sagen wir nun der Mama, Uwe?"

Die Absicht von Thomas, dem Jungen zu helfen, riß die zweite und dritte Planke vom Zaun. Durch die entstandene Lücke steckte Uwe seinen Kopf. Zwei kleine Arme umschlangen Thomas, der, sich niederbeugend, ein Gesicht nahe dem seinen spürte, und ein vierjähriger Junge sagte mit vor Erregung zitternder Stimme: „Papi . . ."

Dann stand er sehr verlegen vor Thomas, als hätte er am Ende etwas Ungeschicktes gesagt.

Doch Thomas beruhigte ihn sogleich.

„Mein Junge!" sagte Thomas.

Bunte Chronik

Salzsee mit Fischen bevölkert.

Der im Staate Utha (USA) gelegene Salzsee, der bisher nur für die Gewinnung riesiger Salzmengen nutzbar gemacht werden konnte, wird in Zukunft auch für die Fischzucht benutzt werden. Eine Bucht des Sees wurde abgeriegelt, und sein Salzgehalt so sehr vermindert, daß man über hunderttausend Fische aussetzen konnte.

Der See, der aus dem Flusse Jordan River gespeist wird, hat die Eigentümlichkeit seinen Umfang in bestimmten Zeitabständen erheblich zu vermehren oder zu vermindern. Um 1900 war er fast völlig zusammengeschrumpft, während er einige Jahrzehnte vorher noch über 5000 Quadratkilometer groß war. Vor zehn Jahren betrug seine Größe wieder rund 6000 Quadratkilometer.

Nach 500 Jahren — das erste Mädchen.

In der auf der kleinen Insel Guernsey wohnhaften Familie Kinnersley sind seit dem Jahre 1431 ausschließlich Knaben geboren worden — in manchen Generationen bis zu 15 pro Familie. In diesen Tagen nun ist das unerwartete Ereignis geworden: ein Kinnersley hat eine Tochter bekommen! Ganz Guernsey ist in heller Aufregung und betrachtet das Ereignis gleichsam als Ankündigung des bevorstehenden Weltuntergangs.

Lustige Ecke

Lissy, soll ich ihm sagen, daß ich nur hineingekommen bin, um meine schmerzenden Füße ein wenig zu ruhen?"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.